

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 166.

Montag, 29. Juni.

1931.

Heimat in Not / Roman von Leontine v. Winterfeld-Platen.

(10. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Jetzt richtete Frau Emerentia Battenberg sich steil auf in ihrem Stuhl. Legte die hageren, blaugeäderten Hände fest auf die Seitenlehnen und sagte streng:

„Sibylle ist kein törichtes Kind mehr, und muß wissen, was sich gehört. Vor allem aber, was sie ihrem Namen und ihrem Hause schuldig ist. Was ihre Eltern einst für richtig befunden haben, soll auch für sie Maßstab und Wegweiser sein. Was hat so ein junges Ding überhaupt schon eigenen Willen und eigenes Denken zu haben? Sie sollte stolz sein, wenn ein ehrenwerter und wohlhabender Mann sie zum Eheeweibe begehrt. Und ich bitte Sie, lieber Herr Gildenborn, mich hierin zu unterstützen, und sie nicht etwa noch zu bemitleiden oder zu beklagen.“

Steil und aufrecht sitzend hatte die Greisin gesprochen. Scharf und hart fielen ihre Worte in die sonnendurchflutete, stille Heimlichkeit des großen Zimmers. Die Jungfer Dorothee hatte sich umgewandt und gedankenverloren aus dem breiten Fenster geschaut. Es ging ihr jäh durch den Sinn, wie glücklich sie einst gewesen wäre, wenn ein Mann sie zum Weibe begehrt und sie herausgeholt hätte aus der Einsamkeit des Wormser Hauses.

Wie ein silberschuppiger, riesiger Fisch blinkten die Wasser des Rheinstromes in der Morgensonne, daß die Jungfer Dorothee fast geblendet die Augen schließen mußte. Aber nicht wie sonst sah man die großen und kleinen Schiffe hin und her fahren. Es war merkwürdig still und ruhig auf dieser gewaltigen Verkehrsstraße.

Der alte Gildenborn hatte seine Schokolade ausge-trunken und wischte sich zierlich mit dem blütenweißen Mundtuch die schmalen Lippen. Dann stand er auf und trat zur Jungfer Dorothee ans Fenster.

„Unsere schöne Stadt!“ sagte er warm. „Unser wunderschönes Worms!“ Dann schattete er die Augen mit der Hand und fragte:

„Was sind das für starre und hohe Männer am Ufer? Die so reglos stehen mit ihrer Waffe im Arm?“

„Es sind die letzten von der Bürgerwehr, Herr Gildenborn. Die anderen sind bereits alle abgelöst von den Franzosen. Nur nicht die Wachen am Rhein. Das hat sich die Stadt nicht nehmen lassen. An ihrem Rhein wollen die Wormser selber Wacht stehen, so lange es geht! Hier wollen sie aushalten bis zuletzt. Denn von hier aus sehen sie hinüber in die deutschen Lande, von wo sie Hilfe erhoffen.“ Jungfer Dorothee hatte es ernst gesagt. Ernster, als sonst ihre Art war.

Der alte Mann nickte. Seine schmalen Lippen bewegten sich leise. „Die letzte Wacht am Rhein!“

Wieder sind lange Wochen ins Land gegangen.

Im bischöflichen Palast zu Worms steht Johann Friedrich Seidenbender vor dem greisen Kirchenfürsten, der bereits 80 Jahre zählt. In dem Gemach ist es ein wenig düster, denn Schnee und Regen klatschen gegen die hohen, schmalen, bogenförmigen Fenster der alten Bischofsburg am Dom. Zwei Kerzen brennen in steilen Messingleuchtern auf dem schweren Eichentisch.

Seidenbenders Gesicht ist noch schärfer und noch kantiger geworden in diesen letzten Wochen. Die Not seiner Stadt liegt auf ihm wie eine schwere Last.

„Und nun komme ich heute zu Euer bischöflichen Gnaden mit der Bitte, ein gutes Wort einzulegen für unsere Vaterstadt beim Dauphin von Frankreich.“ Auf und nieder geht Seidenbender in dem hohen getäfelten Gemach des Bischofs. Er hat keine Ruhe, um stille zu stehen, oder sich in den geschnittenen Stuhl zu setzen. „Es geht um das Letzte, Euer bischöfliche Gnaden. Um unsere Freiheit, unser Leben in Worms. Als die Truppen des Kapitäns la Boulaye, der gute Mannes-zucht gehalten, unsere Stadt verließen, hat er mit all seinen Offizieren uns bedauert, denn es würden Leute von des Königs Regiment kommen, die wie die Teufel wären. Sie haben wahr gesprochen, Euer bischöfliche Gnaden. Jetzt haben wir diese anderen Bataillons. Sie quälen uns Tag und Nacht bis aufs Blut. Sie verlangen so ungeheure Dinge, daß die Bürgerschaft nicht mehr weiß, wie sie es ausbringen soll. Und darum bin ich heute zu Euer bischöflichen Gnaden gekommen, um Euer Fürsprache zu erbitten.“

Seidenbender ist vor dem Kirchenfürsten stehen-geblieben und schweigt jäh nach seiner langen und sorgen-vollen Rede.

Das kaltenreiche Greisen Gesicht auf dem hohen, ge-schnittenen Stuhl hat dem Sprecher aufmerksam zugehört.

„Vieles habe ich schon versucht, mein Sohn. Aber auch die Kirche ist machtlos gegen die Herrschergier und Eroberungswut dieses Königs Ludwig. Sie preisen auch mich mit freundlichen Worten ab. Aber geändert wird nichts.“

Schwer und traurig zittern die Greisenworte durch den hohen, prächtigen Raum. Die Kerzen in den Messingleuchtern flackern trübe. Immer noch schlagen Schnee und Regen klatschend gegen die Fenster.

Johann Friedrich Seidenbender küßt die schmale, weiße Greisenhand.

Er sieht, daß er auch von dieser Seite keinerlei Hilfe erhalten kann. Der Bischof hebt die Hand zum Segen. Johann Friedrich Seidenbender neigt sich tief und schreitet aus dem hohen, dämmrigen Gemach. Er hat die Lippen zusammengepreßt. „So hilf Dir selber, Worms!“

Wichtig und schwer heben sich die Konturen des Bischofspalastes vom grauen Morgenhimmel. Immer noch rieseln die Flocken, mit Regen vermischt.

Aber den Rhein segt ein Wind, der sie dem obersten Ratsherrn jüst in das zerfurchte Angesicht peitscht. Aber Johann Friedrich Seidenbender geht steil und aufrecht und beugt sich nicht dem Sturm. Er hat auch die Hände nicht in den pelzverbräunten Ärmeln seines Mantels vergraben, wie die anderen Vorübergehenden alle. Er hat sie zu Fäusten geballt und läßt sie naß werden im fallenden Schnee. Dämmergrau und fröstelnde Winternässe liegt über den Dächern von Worms. Seidenbender weiß, daß unter all diesen Dächern jetzt Not und Leid und Bedrängnis wohnen. Daß überall die Franzosen befehlen und lärmern und mit harter Hand und herrischer Stimme reiche Mahlzeiten fordern von den Bedrängten, die selbst kaum für sich und die Ihrigen satt zu essen haben.

Und er selbst ist machtlos und muß dem allem zu-sehen, ohne helfen zu können.

Als er am Dom vorübergeht, hört er einen Schrei. Der schwebt hoch und hell über dem tiefen Lärmen der Gloden.

Es ist der Schrei einer Frau in Todesnot.

Seidenbender horcht auf. Fühlt nach der Pistole unter seinem Mantel und stürmt in der Richtung fort, woher er den Schrei vernommen.

Im dunklen Schatten des Domportals sieht er Gestalten ringen. Und jetzt erkennt er deutlich beim Näherkommen, wie zwei Franzosen eine Frauengestalt zu Boden zu zwingen versuchen.

Seidenbender reißt seine Pistole aus dem Gurt und brüllt sie an. Da lassen sie ab von der Frau und suchen im Schatten der Kirchenwände das Weite.

Am Pfeiler des Innenportales tastet sich zitternd die Gestalt hoch. Aber sie sinkt in die Knie zurück, so beben ihr alle Glieder.

Seidenbender ist vor sie hingetreten und fragt:

„Haben sie Euch ein Leid getan? Seid Ihr verwundet?“

Sie schüttelt den Kopf, die Arme um den Pfeiler geklammert. Im schwachen Dämmerlicht sieht er, daß sie sich kaum mehr aufrecht halten kann.

Einen Augenblick steht er unschlüssig. Was soll er tun? Dann hebt er sie jäh mit starken Armen vom Boden und trägt sie hinein in das Schiff der Kirche. Denn Wind und Regen haben der Knienden schon Mantel und Haare durchnäßt.

In einer der hochlehnigen Bänke läßt er sie niedergleiten. Nur das rote Licht der ewigen Lampe zittert durch den hohen, düsteren Raum. Die fremde Frau hat wohl ihre wärmende Kappe verloren, denn das blonde Haar flutet lose und dicht um das schneeweiße Gesicht.

„Wer seid Ihr?“ sagt er zweifelnd, denn er kann nichts mehr deutlich erkennen in dem seltsamen Zwielicht, wehrt aus dem fernen, rötlichen Lichtschein der Ampel und dem matten, letzten Tagesglanz, der durch die hohen, buntbemalten Domfenster bricht. Sie nestelt an dem Kleide, das wüste Hände ihr vorne an dem Hals weit aufgerissen haben. Den Kopf hat sie tief gebeugt dabei.

„Ihr kennt mich wohl, Herr,“ sagte sie leise — „ich bin Sibylle Battenberg.“

Er hebt mit jähem Griff ihr Kinn empor und neigt sich tief herab.

„Bei Gott, ich hab Euch nimmer erkannt, Jungfrau. Haben sie Euch ein Leids getan?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ihr kamet ja zu rechter Zeit.“

Durch das hohe Schiff des Domes huschen Aerren. Mönche sind an der Orgel beschäftigt. Es wird ein wenig heller durch die aufflammenden Lichter. Sibylle greift an ihr golden glänzendes Haar, als suche sie ihre verlorene Kappe.

„Ich muß nun aber heim. Sie werden mich vermissen.“

Und sie versucht sich aufzurichten. Aber die Kniee zittern ihr so, daß sie wieder zurücksinkt in die hölzerne Bank.

Er steht noch immer vor ihr, — unschlüssig — zögernd.

Dann versucht sie es noch einmal. „Ich kann gut wieder gehen, Herr. Bemühet Euch meiner wegen nicht. An der frischen Luft draußen wird mir besser werden.“ Sie tastete sich an den Pfeilern entlang, dem Portale zu.

Oben im Chor sangen übende Männerstimmen in wunderbarer Weichheit und Reinheit.

Leise schloß sich das Portal hinter ihnen.

Auf den steinernen Stufen draußen schwannte Sibylle. Sie wäre gefallen, wenn Seidenbenders Hand sie nicht eifern gehalten.

„Wie seid Ihr überhaupt dazu gekommen, in diesen Zeiten, wo keine Jungfrau allein auf der Straße gehen dürfte, so im Dämmer in der Stadt zu sein? Es hätte das Schlimmste kommen können, wenn ich nicht just Euer Ruf vernommen.“

Er hatte es fast ärgerlich gesagt. Aber immer noch hielt sie eifern sein schützender Arm.

„Und zum Wormser Hause könnt Ihr jetzt auch nimmer gehen, dazu seid Ihr zu erschöpft. Ich bringe Euch hinauf zu mir. Frau Elisabeth wird Euch gerne betreuen.“

Als sie erschrocken stehen blieb und ihn aus großen, entsetzten Augen ansah, bückte er sich und hob sie rasch vom Boden.

„Ihr könnt ja nimmer weiter vor Schwäche. Ich trage Euch hinüber ins Seidenbenderhaus. Es sind ja wenige Schritte nur.“

Sie wagte keinen Widerspruch. Saß ganz still und reglos wie ein ermattetes Vöglein auf seinem starken Arm. Es war inzwischen völlig dunkel geworden.

Schnee und Regen schlug ihnen hart ins Gesicht.

Johann Friedrich Seidenbender ging fest und aufrecht, als spüre er kaum die Last. Sie schloß die Augen und barg ihren Kopf an seiner Schulter, denn die Schneeflocken peitschten ihr Gesicht.

Wie ein Strom von Kraft ging es aus von ihm und überflutete sie, daß sie zu ertrinken meinte.

In ihren Ohren brauste es wie von fernem, unbekannten Wassern. Und ihre Seele klagte:

„Johann Friedrich Seidenbender, wohin trägst Du mich? Weißt Du denn, was da flammt und glüht in mir und sich zitternd verbergen möchte in qualvoller Not! Warum ich heute so einsam irrte durch die Straßen von Worms, das darf ich Dir auch nimmer sagen. Denn verlächen würdest Du mich, — verspotten. Es ist ein Kurier angelangt von Balthasar Gildenborn, daß er diese Woche noch kommt, um mich zu holen. Da bin ich geflohen. Einfach geflohen aus dem Wormser Hause. Denn sie haben ja schon seit vorigen Monat gewartet auf diese Botschaft und alles gerüstet. Aber ich wollte zum alten Gildenborn laufen in all meiner Not. In all dem Zwiespalt meiner armen Seele. Weil ich so großes Vertrauen habe zu dem alten Mann und seiner tiefen Güte. Heimlich habe ich mich fortgeschlichen aus dem Wormser Hause, denn ich war so verwirrt, daß ich nimmer wußte, was ich tat.“

Bis die Franzosen mich überfielen am Dom.

Bis Johann Friedrich Seidenbender kam und mir half. O, Gott, was soll ich tun, — was soll ich tun?“

Es war, als hätte sie plötzlich alles um sie her vergessen. Beide Hände schlug sie vor das Gesicht und weinte und weinte. Seidenbender fühlte das jähe Aufweinen an seiner Schulter und deutete es nach seinem Sinn.

„Habt Ihr so arge Schmerzen, Jungfrau? Nur ein wenig Geduld, wir sind gleich daheim.“ Sie riß sich zusammen und trocknete ängstlich die Tränen.

Am Seidenbenderhaus ließ er sie niedergleiten auf die Treppentufen und hob den Klopfer. Eine Magd kam eilig, um zu öffnen. Er stützte Sibylle und führte sie auf die Diele. Da brannte flackernd ein mildes Öllämpchen und beleuchtete trübe das große, düstere Treppenhaus.

„Ist Frau Elisabeth oben?“

Die Magd nickte.

„So rufe sie herunter, denn ich brauche ihren Rat. Wir haben hier eine Jungfrau, so die Franzosen verletzten.“ Aber als ob er sich eines anderen besänne, hob er Sibylle, die schweigend am Geländer gelehnt, — jäh vom Boden und trug sie rasch die breite Eichen-treppe hinauf. Oben ging eine Tür und Frau Elisabeth beugte sich über die Brüstung.

„Kommst Du endlich, Johann Friedrich? Das Abendessen steht lange schon auf dem Tisch und wird kalt.“

Jetzt weiteten sich ihre Augen. „Aber wen bringst Du denn dort getragen? Ist jemand verwundet worden?“ Sie öffnete weit die Stubentür, um die beiden hereinzulassen.

Seidenbender legte Sibylle behutsam auf das Ruhebett, das dort an der Wand stand.

„Ja, Elisabeth, Franzosen hatten das Mädchen ver-fallen am Dom. Und wenn ich nicht dazugekommen wäre, so wäre es ihr schlimm ergangen. Daß die Magd das Gastzimmer richtete, damit sie diese Nacht bei uns bleiben kann. Es ist die Jungfrau Sibylle Battenberg aus dem Wormser Hause.“

Die Erzählung folgt.

Reiseliied.

Und wieder bist du voll Begehr,
Zu reisen ohne Rast und Ruh.
Aus zauberhafter Ferne her
Winkt dir der blaue Himmel zu.

Und wunderbarlich öffnet sich
Das frohe Land den Augen weit.
Es grüßt dich hold und inniglich
Des Lebens bunte Seligkeit.

An Dorf und Stadt und Fluß vorbei,
Geht leicht beschwingt dein heller Schritt.
Dein Herz ist jubelfroh und frei,
Und Liederlänge ziehen mit.

Franz Dingia.

Man muß die Zeitung lesen.

Kriminalstizze von Kurt Nietzke.

Der Zeitungshändler reichte Herrn Gaway wie jeden Tag das Blatt und sagte: „Heute steht was drin, das Sie interessieren wird.“

Herr Gaway nickte ihm zu und fing, wie das so seine Gewohnheit war, auf der Straße schon zu lesen an. Bald hatte er auch den Artikel gefunden, auf den der Zeitungshändler hingewiesen hatte, und studierte ihn mit einer gewissen Gier, ja, die Sache interessierte ihn so, daß er vor seiner eigenen Haustür mit einem Herrn zusammenstieß, der gerade eintreten wollte. „Herr Gaway?“ fragte der Unbekannte, und als der Gefragte nickte, stellte er sich vor: „Mein Name ist Becchini, ich komme für Roberto aus Mailand.“

Gaway schmunzelte. Roberto war eine der bekanntesten italienischen Rauchwarenhandlungen, und sicher war hier ein Geschäft in Aussicht. „Treten Sie näher!“ sagte er, steckte die zusammengefaltete Zeitung in die Tasche und komplementierte den Gast in sein Kontor. „Womit kann ich Ihnen dienen?“ „Es ist sehr eilig. Ich bin heute früh mit dem Flugzeug gekommen. Ich brauche für Roberto eine Anzahl Silberfische, einen Viberpelz und einen Zobel.“

„Oho“, sagte Gaway strahlend, „das können Sie alles bei mir haben. Wenn Sie sich mal in mein Lager bemühen wollen, Herr Becchini.“

Herr Becchini bewies durch seine Auswahl, daß er ein Kenner erster Güte war. Er strich mit lieblosenden, verstehenden, wissenden Fingern über die kostbaren Felle, roch daran, legte sie an die Wange und gebärdete sich bei einem besonders schönen Stück wie ein Halbverrückter vor Begeisterung. „Den bekommt die Principessa Medici“, sagte er hingerissen, „Roberto wird sich freuen. Und nun, was kosten diese Dinge alle zusammen?“

Gaway rechnete in seinem Notizbuch die Summe aus: „Zwölftausend Mark.“ Becchini lachte: „Das kommt natürlich gar nicht in Frage. Ich bezahle bar, und zwar werde ich Ihnen neuntausend Mark geben.“

Gaway schlug die Hände über dem Kopf zusammen und schwor, daß er diese herrlichen Dinge nicht unter zwölftausend Mark hergeben könne. Eine Viertelstunde später hatte man sich auf zehntausend geeinigt.

„Lassen Sie die Sachen einpacken, in eine Kiste!“ sagte Becchini.

„Und das Geld?“

„Habe ich natürlich nicht bei mir.“

„Was? Und das nennen Sie bar bezahlen?“

„Nur ruhig Blut! Das Geld werde ich sofort auf der Deutschen Bank abheben. Ich habe hier in der Tasche meinen Kreditbrief. Lassen Sie die Kiste einstweilen zum Bahnhof schaffen, in die Handgepäckaufbewahrung, und sie mit zwölftausend Mark versichern. Ich bin in einer Stunde mit dem Gelde wieder hier und werde es Ihnen gegen den Gepädschein aushändigen. Einverstanden?“

„Einverstanden!“ sagte Gaway schmunzelnd und schlug in die ihm entgegengestreckte Hand. Becchini stülpte seinen Hut auf und eilte fort. Gaway ging ans Fenster und sah, wie er ins Auto kieg. Und sah auch den Mann, der drüben auf dem Gehsteig stand und unablässig den Hauseingang beobachtete, sah auch das Motorrad, das ein wenig abseits von dem wartenden Manne hielt. Gaway sah das alles und schlug eine bröhnende Lache auf. Dann fing er an zu telefonieren.

Zwanzig Minuten später schaffte er höchstpersönlich eine Kiste in eine Autobroschle und fuhr damit zum Bahnhof, wo er sie an der Handgepäckstelle aufgab. Dann ging er seelenruhig nach Hause und wartete auf Herrn Becchini, oder besser gesagt, er setzte sich hin und erwartete, daß Herr Becchini nicht kommen würde. Und damit hatte er ganz recht. Becchini kam nicht. Statt dessen klingelte die Kriminalpolizei an: „Wir haben ihn. Kommen Sie!“

Gaway fuhr zur Polizei und wurde von Kriminalinspektor Jung, den er kannte, aufs freundlichste begrüßt. „Die Sache

hat ausgezeichnet geklappt. Ich muß aber sagen, ich bewundere Ihren Scharfblick, Herr Gaway.“

„Wie ist es denn nun vor sich gegangen?“

„Alles genau so wie Sie es uns telephonisch mitteilten. Sie fuhren mit der Kiste zum Bahnhof, der Beobachter auf dem Motorrad hinterher. Sie gaben die Kiste im Handgepäck ab, der nächste, der etwas abgab, war der Mann vom Motorrad. Er gab einen kleinen Koffer ab und ließ sich den Zettel dafür aushändigen. Der Zettel hatte die Nummer G 18 693.“

„Ausgezeichnet! Mein Zettel hatte natürlich die vorhergehende Nummer G 18 692.“

„Ja wohl. Der Mann mit dem Motorrad preschte nach der Petristraße; aber wir kümmerten uns gar nicht weiter um ihn; wir wußten, daß er bald wiederkommen würde. In der Petristraße sah wohl schon Ihr Freund Becchini mit seinen Apparaten und wartete auf den Gepädschein. Die Apparate traten in Tätigkeit, und zehn Minuten später war aus der letzten Duffer 3 eine täuschend ähnliche 2 gemacht worden. Und mit diesem Gepädschein begab sich Herr Becchini selbst an den Bahnhof, um sich die Kiste aushändigen zu lassen. Er erhielt die Kiste anstandslos, schleppte sie vor den Bahnhof und winkte einer Autobroschle. „Petristraße“, sagte er zu dem Chauffeur, der nickte, fuhr los, und bald fing Herr Becchini an zu brüllen: „Petristraße will ich. Haben Sie denn nicht gehört?“

Der Chauffeur kümmerte sich um nichts, sondern fuhr Herrn Becchini kaltblütig schnurstracks in den Hof des Polizeigebäudes, wo wir den sauberen Herrn in Empfang nahmen.

Wollen Sie den Gefangenen sehen? Noch ist es Zeit. Der Gute wird nämlich mindestens anderthalb Jahre abzubüßen haben wegen Urkundenfälschung und Betrugs.“

„Nein“, lachte Gaway, „ich will ihn nicht sehen. Ich habe genug von ihm gesehen. Bin froh, daß er aus meiner Schweite gerückt ist, der Gauner.“

„Herr Gaway, ich kann Ihnen nur noch einmal sagen: Ich bewundere Ihren Scharfblick und Ihre Menschenkenntnis. Sie haben wirklich kriminalistische Fähigkeiten. Ich beglückwünsche Sie dazu.“

Gaway steckte das Lob ohne Gegenrede ein. „In der Kiste“, sagte er, „ist natürlich nur altes Zeitungspapier. Sie können sie verbrennen. Und nun heißen Dank für alles, und leben Sie wohl!“

„Keinen Dank! Im Gegenteil, wir sind Ihnen Dank schuldig, daß Sie uns geholfen haben, diesen Spitzbuben dingfest zu machen. Einfach bewundernswürdig!“

Gaway nickte würdevoll und fuhr nach Hause. An der Straßenecke blieb er stehen, sah den Zeitungshändler an und fragte: „Sagen Sie mal, wieviel verdienen Sie denn so pro Tag?“

Der Mann nannte eine bescheidene Summe.

„Na“, sagte Gaway, „gucken Sie mal her!“ Und er zog einen Fünzigmarkschein aus der Brieftasche. „Das ist für Sie.“

Der Zeitungshändler starrte den Schein mit großen Augen an: „Für mich? Wofür denn?“

„Weil Sie mich heute lebenswürdigerweise auf einen Artikel hingewiesen haben, der mich interessierte. Wissen Sie, es ist die Nachricht aus London, worin beschrieben wird, wie mit einem gefälschten Gepädschein ein Pelzhändler um ein Vermögen gebracht wird. Ich habe die Nachricht gerade noch rechtzeitig gelesen. Die Sache ist mir fünfzig Mark wert. Man muß die Zeitung lesen, wenn man wissen will, was auf der Welt vor sich geht. Auf Wiedersehen!“

Der Zeitungshändler machte riesige Augen, dann sagte er im unverfälschten Sächsisch: „Nu gugg mal eener an!“

Der Kavalier.

Von Heinz Scharpf.

Pfiffette, ein ebenso graziöses wie verwöhntes Mäuschen, stammte aus sehr alter, vornehmer Familie. Seine Ahnen sollen schon in den Kreuzzügen an Gottfried von Bouillons Suppenwürfel genagt haben. Der Mäuse-Gotha vermeldet davon nichts. Sinegegen ist es geschichtlich, daß sich ein Oheim Pfiffettes rühmlichst im Froschmäuselkrieg hervortat. Auf jeden Fall gehörte des Mäuschens Sippe zur ersten Hofgesellschaft, sowohl was die Vorder- als die Hinterhöfe betraf.

Selbstverständlich war Pfiffette von Jugend auf von Kavalieren umgeben. Kavalieren vom Scheitel bis zur Sohle. Zu diesen gesellte sich eines Tages ein junger Mäuserich, namens Mäuserich, einfach Mäuserich, ohne jedes weitere Prädikat, der war ganz erpicht darauf, dem gnädigen Fräulein zu dienen.

Des gnädigen Fräuleins Instinkt sagte ihm auf den ersten Blick, Monsieur scheint ein Kavalier zu sein, ob er es bis in die äußersten Fingerspitzen, respektive Krallchen, war, das mußte sich erst erweisen. Und es unterzog ihn fleißig der Probe auf das Exempel.

Ein Kavalier ist dazu da, einer Dame in jeder Situation das zu zeigen, was ihn ausmacht, den Kavalier. Mäuserich demonstrierte diesen sozusagen blindlings.

Pfiffette blühte z. B. mit ihren hellen Auglein begehlich nach einem Burschjüngel, der aber aussah, als hätte er Gift im Leibe, da biß Mäuserich schon flugs und unverzagt hinein, um den Grad seiner Befömmlichkeit festzustellen. Zu den fürchterlichen Grimassen, die er gleich darauf schnitt, bevor er eilig in Nachbars Garten verschwand, äußerte das Mäuschen nur ein indigniertes: **Vrrr!**

Ein andermal wollte Pfiffette über einen Bach. Mäuserich warf sich wie ein Kanalschwimmer in die Brust und dann sofort Hals über Kopf in die Fluten, die ihn schlimmer als den Schiller'schen Taucher hinabwirbelten. Von einer mitleidigen Welle aus Ufer gespült, bot er darauf noch stundenlang das klassische Bild einer getauften Maus.

Bei jedem Sprung in die Tiefe sprang selbstverständlich Mäuserich zu Probe voraus, wobei er einmal seine schönsten Ragejähne einbüßte, die ihm keine Krankenkasse mehr ersetzen konnte.

Immer war er bedacht, das Mäuschen vor sicherem Hals- und Beinbruch zu bewahren, das eigenwillige Geschöpf, das ein so schlautes Mäuschen besaß und so zarte Bedürfnisse sein eigen nannte.

Einmal geküßte es Pfiffette einem alten Kater über den Weg zu laufen, der gerade sein Mittagsschläfchen hielt. Ob er wirklich so guten Gewissens schlief? Mäuserich setzte kühn über seine Nasenspitze hinweg, da hatte ihn jener schon am Kragen. Nur der senilen Spielerei des Katers verbannte er sein Leben, der ihn einen Augenblick losließ, so daß er zerhunden und zerkratzt entwichen konnte.

"Gefährlich ist's, den Leu zu weden!" glossierte das Mäuschen dieses Abenteuer kurz, wie es zu allen Taten Mäuserichs nicht viele Worte machte. Kavalierspöcht versteht sich von selbst!

Das Mäuschen hatte im Keller Sped entdeckt. Knusprigen serbischen, Schweinepied, mit den schönsten Trichinen gepickt. Er befand sich hinter einem romantischen Drahtgeflecht, in dem Mäuserich sogleich eine Falle vermutete. Es roch im Umkreis so verdächtig nach menschlicher Gemeinheit.

"Knn", spitzte Pfiffette das schleckrige Mäuschen, "in Sped gebratene Trichinen sind eine Delikatesse, der ich nicht widerstehen kann."

"Nur über meine Leiche", verkündete ihr Mäuserich den Weg, um dann selbst jenen zu nehmen, der in das Drahtgeflecht führte, schnapp, war er schon gefangen. Vergebens suchte er in die Freiheit zurückzufinden, er saß fest. Da stieß er einen Fluch aus, allerdings in elegantem Französisch, aber es wurde trotzdem kein salonfähiger Ausdruck daraus.

Chokiert zog sich das Fräulein zurück. Mäuserich fluchte auf gut Deutsch weiter, bis sein Atem nicht mehr mikt. Niemand kam, ihn zu befreien, nicht einmal der Tod. Von Hunger geplagt fraß er schließlich den Sped auf. Als Pfiffette dies gewahrte, erstarrte sie zu einer Salzsäule. Er war eben doch kein vollendeter Kavaliere, dieser Mäuserich, ohne jedes Prädicat.

Wieso? fragen Sie? Sie fragen das? Oh! — Ein vollendeter Kavaliere hätte niemals in Gegenwart einer Dame geflucht, ein untadeliger Kavaliere hätte unter keinen Umständen den Sped gefressen, nach dem es das Mäuschen so geküßte, sondern ein Kavaliere vom Scheitel bis zur Sohle hätte ihn Pfiffette mit Grandezza durch die Gitterstäbe herausgereicht, — sich dann das Monokel ins Auge geklemmt und den Nadepty marsch gepfiffen.

Damit Sie es wissen.

Fritzens Karten aus der Sommerfrische.

Von Karl Ernst Ruak.

Wenn man die Gegend betrachtet, regnet es. Mein Onkel sagt aber, es regnet auch, wenn man sie nicht betrachtet. Die Gegend besteht aus Wald und Wiese. Rechts und links und dahinter sind Berge, welche nur aus Bäumen bestehen und auf- und abgehen. Nach dem Frühstück gehen wir auf die Wiese und nach dem Mittagessen in den Wald, weil alles so teuer ist, und Vater dem Kurdirektor nichts schenken will. Er sagt, er hat alles bezahlt, die Wiese und den Wald und die Berge.

Nun will ich euch mal was von der Wiese erzählen. Wenn ich die Schmetterlinge nicht rechne, weil ich sie nie kriege, denn Vater kauft mir kein Schmetterlingsnetz, so finde ich die Grashüpfer am schönsten. Die kriege ich. Und dann lasse ich sie auf Tante Lieschen hopfen. Die hüpfen dann so komisch. Mein Vater liest die Zeitung und schimpft dabei über das, was drin steht, und über die Ameisen, weil sie ihm in den Kragen krabbeln. Neulich kam eine an der Hufe unten wieder raus. Da hat er noch mehr geschimpft. Ich fragte ihn, ob er die Ameisen auch

bezahlen muß und ob sie auch so teuer sind. Da bekam ich eine Knallshotte hinter die Ohren. Weshalb eigentlich?

Meine Mutter sitzt auf der Bank, mit sehr wenig an, und liest Romane. Sie sagt nicht viel, nur alle Viertelstunde fragt sie, ob ich auch keine nassen Füße habe, und ich soll nicht ans Wasser gehen und nicht in die Brennesseln fallen und die Hösler in Ruhe lassen und nicht auf die Landstraße laufen. Diese Dinge kann ich deshalb nur machen, wenn sie in ihrem Roman mal ganz verbiestert ist. Das ist sie meistens, wenn der Schluß kommt, wo sie sich kriegen oder auch nicht.

Die Wiese dient jetzt zum Heumachen. Es wird auf Leiterwagen geladen, die von Ochsen gezogen werden. Das sind also die Heuoehsen, die Vater immer meint, wenn er von seinen Kollegen redet. Die Ochsen sind die Kühe, die keine Milch und Butter legen; Kühe und Ochsen zusammen nennt man Rindvieh, und sie nehmen es nicht übel.

Um halb eins müssen wir zum Mittagessen, damit wir die besten Stücke bekommen. Mein Onkel meint, es gäbe hier zu viel falsche Hasen. So viele falsche Hasen könne es gar nicht geben, wie sie hier schliefen. Heute gab es ganz was anderes, nämlich deutsches Bieflied, aber da war mein Onkel auch nicht zufrieden. Nur Tante Lieschen findet alles immer wieder "köstlich", sie bekommt auch immer zweimal, weil sie mit dem Kellner so komisch plinkert. Wenn sie nicht plinkert oder ist, redet Tante über die anderen Leute. Sie sagt, das wäre der Hauptpaß in der Sommerfrische. Mein Onkel meint, Tante Lieschen führe überhaupt nur mit, um über die anderen Leute zu reden.

Ich weiß aber, daß die anderen Leute auch über uns reden, weil ich besser höre als die Großen. Neulich sagte der dicke Herr, der immer noch Käse nachißt, weil er sonst nicht satt wird, zu seiner Frau: "Das alte Keff hätte lieber zu Hause bleiben sollen, denn sie verschandelt die ganze schöne Gegend." Mit dem "alten Keff" meinte er Tante Lieschen. Ich habe es ihr aber lieber nicht gesagt, denn bei so etwas ist sie auch sehr schnell mit den Knallshots.

Die meisten anderen Leute sind aus Sachsen, weil die Sachsen am dollsten reisen und sehr für Natur-schönheit sind. Nach dem Essen fragt der Herr vom Hotel immer alle, ob es geschmeckt hat. Dann sagen sie alle "ja", auch mein Onkel. Er fügt aber, denn es schmeckt ihm fast niemals.

Im Wald findet man fast nur Bäume. Es gibt aber auch noch Jäger und Erdbeeren darin. Diese pflücken wir und genießen sie dann mit Sahne und Zucker. Wenn man zu viel findet, wird einem manchmal hinterher übel. Im Walde stehen auch Wegweiser. Wenn man sich nach ihnen richtet, kommt man meistens wo anders hin, als man will. Deshalb gehen wir immer nach der Karte, die mein Onkel hat. Dann kommt man auch wo anders hin, aber das schadet nichts, denn mein Onkel sagt, die Karte ist richtig, aber die Gegend ist falsch. Da kann man nichts machen.

Am feinsten finde ich Gebüsch. Da gehe ich voran und dann schlagen so eklige kleine Zweige den anderen an die Nasen. Leider geht Tante Lieschen niemals mit tief in den Wald. Meine Mutter immer, weil sie schlank bleiben will, aber bei Tante Lieschen hat es keinen Zweck mehr. Mein Vater klettert auf alle Ausichten, auch wenn sie ganz schroff und gefährlich sind, denn man muß alles mitnehmen, was man bezahlt hat. Schon ruft Mama: "Sei nicht unvernünftig, Werner! Vergiß nicht, daß du Frau und Kind hast!" Aber mein Onkel sagt, das wäre gar nichts gegen die Alpen, wo sie am gebirgigsten sind und Wilhelm Tell der Apfel erschossen hat, statt seinen Buben.

Wenn man oben in den Bergen war, muß man wieder runtergehen.

Nun will ich auch von der Nacht noch etwas berichten. In der Nacht schlafe ich, aber die Großen schlafen manchmal nicht, glaube ich. Gestern morgen sagte Vater: "Na, das schien mir heute nacht aber sehr verdächtig." Und dann tuschelten sie etwas vom Zimmermädchen und dem dicken Herrn, der immer noch Käse nachißt. Mein Onkel plinkerte mit Tante Lieschen und sagte: "Betrieb." Aber meine Tante sagte, es wäre ein unerhörter Skandal. Dann sagte Papa wieder, sie sollten bloß stille sein, ich wäre schon bellhörig. Schließlich waren sie alle still, als meine Mutter sagte: "Anständige Menschen nehmen von so was überhaupt keine Notiz." Da hatten sie es, denn meine Mutter hat immer am rechtesten.

Wenn die Woche aus ist, fahren wir wieder nach Hause. Es regnet jetzt schon viel, weniger, und mein Onkel sagt, das gute Wetter bricht immer aus, wenn man wieder fort muß. In diesem Sinne grüßt herzlich Fritzen.